Morgen-Ausgabe.

Das „Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Montags und ist durch die Expedition Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 35, sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen. Redaktion: Jerusalemerstr. 48.

Der Abonnements-Preis
beträgt incl. Donnerstags-Beilage „Ulk“ und „Sonntagsblatt“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatlich 1 M. 75 Pf.; durch die Post bezogen 5 M. 25 Pf. pr. Quartal.
Inserate, pr. Zeile 50 Pf. (Berliner Stadt-Anzeiger 30 Pf.), werden Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 35, angenommen.

Berliner Tageblatt.

Nr. 221. **Berlin, Mittwoch, den 14. Mai 1879.** **VIII. Jahrgang.**

Verheißung und Erfüllung.

Die Generaldebatte über das ganze Gebiet der Zoll- und Steuervorlagen ist nun glücklich zu Ende gelangt. Daß die Situation dadurch klarer und durchsichtiger geworden, wird kaum zu behaupten sein. Nur das Eine scheint sicher zu sein, daß etwas geschehen wird; die Ausdehnung dessen, was zur Bewilligung gelangt, liegt aber in eben so dichtem Nebel vor uns wie am ersten Tage. Viele vortreffliche Reden sind gehalten von den Führern, aber nicht von Führern fest in sich geschlossener Parteien, so daß man eine Berechnung der muthmaßlichen Abstimmungen darauf gründen könnte, sondern von Vertretern reich verzweigter Meinungen, die sich unberechenbar in bunt verschlungenen Linien durch alle Parteien hindurch ziehen. Es kommt hinzu, daß diese wirthschaftlichen Meinungen, welche selbst bei sonstigen wirthschaftlichen Freunden in einzelnen Theilen der Vorlagen weit auseinander gehen, noch obendrein von politischen Rücksichten, die in nicht geringem Grade in die ganze Bewegung hineinragen, vielfach durchkreuzt und beeinflußt werden. Wir greifen wohl kaum fehl, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß durch die ganze neuntägige Debatte das hörende und lesende Publikum nicht klüger geworden ist; und wenn das auch nicht der nächste Zweck der Verhandlungen ist, dieser Zweck vielmehr darin gesucht werden muß, daß die Abgeordneten sich unter einander belehren und überzeugen, so glauben wir doch ferner, daß auch dies nur in höchst bescheidenem Maße erreicht ist. Was sich aus dieser Mosaik entziffern läßt, ist daher bis zu diesem Augenblicke auf ein Minimum beschränkt.

In Uebereinstimmung mit seinen früheren Kundgebungen hat der Reichskanzler durch die große mehr betäubende als bedeutende Rede, mit der er die Debatten im Reichstage einleitete, drei große Zielpunkte hingestellt, die er durch die Annahme der Vorlagen zu erreichen hofft: Vermehrung der selbstständigen Einnahmen des Reiches, Entlastung der einzelnen Länder von direkten Steuern und die Hebung der Industrie. Einen vierten Punkt hat er vergessen oder verschwiegen: Neben der größeren Unabhängigkeit, welche die Reichsregierung durch größere Einnahmen auf dem Wege der indirekten Besteuerung den Einzelregierungen gegenüber gewinnt, gleichzeitig eine größere Unabhängigkeit der Reichsvertretung gegenüber! Dieser wesentlich politische Punkt ist in der neuntägigen Debatte verhältnißmäßig stiefmütterlich behandelt worden, und von der Presse viel lebhafter und gründlicher behandelt worden, als im Reichstage; was jedoch hier davon zu Tage trat, klang fest und bestimmt, und man hat Grund zu der Annahme, daß zwischen dem Reichskanzler und den maßgebenden Führern der politischen Fraktionen zufriedenstellende Abmachungen stattgefunden haben. Sind die darüber verlautbarten Mittheilungen richtig, ist in Bezug auf die sogenannten „konstitutionellen Garantieen“ ein Einverständniß mit dem Reichskanzler erzielt, so kann man annehmen, daß ein ernstliches Bedenken gegen den ersten Punkt, die Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reiches, nicht mehr besteht, und daß der Reichstag an Steuern und Zöllen unter allen Umständen so viel bewilligen wird, als zur annähernden Beseitigung der Matrikularbeiträge erforderlich ist. Verschwiegen kann jedoch nicht werden, daß das Projekt, die Bewilligung einzelner Finanzzölle, wie z. B. den auf Kaffee, den jährlichen Beschlüssen des Reichstages bei Feststellung des Budgets zu unterbreiten, auf lebhaften Widerspruch gestoßen ist, wie denn auch von uns beim ersten Auftauchen des Planes darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß diese Waffe in der Hand des Reichstages eine so zweischneidige sei, daß er kaum jemals daran werde denken können, davon Gebrauch zu machen. Nichtsdestoweniger stehen wir unter dem Eindruck, daß man sich selbst mit einer nur scheinbaren Konzessiou begnügen und sich der Zeitströmung im Ganzen gegenüber mit dem alten französischen Spruche trösten wird: „Nichts ist verloren, so lange nur die Ehre erhalten bleibt.“

Ob aber, wie ursprünglich und selbst noch in den letzten Reden des Reichskanzlers verheißen wurde, durch die Gewährung erweiterter indirekter Steuern an das Reich eine thatsächlich neue Besteuerung nicht geschaffen werden, ob vielmehr durch jene indirekte Steuer in gleichem Schritte eine Entlastung der einzelnen Staaten in ihrer inneren direkten Besteuerung wirde stattfinden können, dies war — wenigstens den liberalen Parteien — von Anfang an in hohem Grade verdächtig. Dieser Verdacht mußte durch die Rede, welche der preußische Finanzminister als Bundeskommissar im Reichstage zur Vertheidigung der Vorlagen gehalten hat, nothwendig steigen. Alles, was er am nächsten Tage zur Abschwächung seiner Ausführungen sagen mochte, muß als verunglückt betrachtet werden und kann die Thatsache nicht aus der Welt bringen, daß der Erlaß des Matrikularbeitrages, der Preußen durch die neuen Reichssteuern zu gute kommen würde, zur Deckung des Defizits im preußischen Staatshaushalt verbraucht werden wird. Wo ist denn nun die Quelle, aus der die verheißene Entlastung der Klassen- und nach der Meinung des Fürsten Bismarck selbst der unteren Stufen der Einkommensteuer gedeckt werden soll?

Will man die Erreichung dieses zweiten Zweckes nebenbei dennoch ernsthaft im Auge behalten, so ist es klar, daß man mit indirekten Reichssteuern und indirekten Zöllen viel weiter greifen muß, als bis zur Höhe der Matrikularbeiträge, so daß noch außer dem Erlaß derselben eine erkleckliche Summe an die Einzelstaaten herausgezahlt werden kann. Wie nun aber, wenn die neuen Steuern den erwarteten Ertrag überhaupt nicht ergeben, wenn derselbe höchstens hinreicht, die Matrikularumlage zu erlassen, so daß dadurch allenfalls grade die Defizits der einzelnen Budgets gedeckt werden können? Man wird dann doch zu der Frage an den Herrn Reichskanzler berechtigt sein, woher denn die korrespondirende Entlastung der direkten Steuern kommen soll, und ob wir es nicht thatsächlich mit einer neuen Steuer zu thun haben.

Aber auch die Möglichkeit zugegeben, daß das Ergebniß der geplanten Steuern und Zölle ein so günstiges wäre, daß es die Herauszahlung eines irgendwie nennenswerthen Ueberschusses an die Einzelstaaten zuließe, — welche Garantien haben denn die letzteren dafür, daß dieselbe mit Nothwendigkeit stattfindet? Reichsregierung und Reichsvertretung sind Mandatare des Reichs und nicht der Einzelstaaten. Sie haben die Bedürfnisse des Reichs zu beachten und ihre Beschlüsse ohne alle Nebenrücksichten auf partikulare Interessen zu fassen. Wenn nun das Reich unvermuthet und vielleicht vorübergehend oder vielleicht auch dauernd, wie dies beim Militäretat leicht der Fall sein kann, neue Ansprüche an die Steuerkraft seiner Bewohner erhebt, und Regierung und Vertretung bewilligen sie, weil sie glauben, es thun zu müssen, und wenn die Reichskasse demzufolge nicht im Stande ist, Ueberschüsse abzuführen — wo bleiben dann die Einzelstaaten mit den Reformen, die sie im Vertrauen auf die Verheißungen, die ihnen gemacht wurden, unterdessen eingeführt haben! Manches davon läßt sich unmöglich rückgängig machen, und jedenfalls ist beispielsweise die Klassensteuer, und wären es auch nur die untersten Stufen derselben, leichter abgeschafft als wieder eingeführt. Wenn dieser Fall eintritt, so giebt es kein Entrinnen vor der Thatsache, daß wir eine neue Steuer haben und die alte behalten werden. Und dies ist unseres Dafürhaltens der Kernpunkt, um den sich die Taktik der Parteien im Reichstage wird zu bewegen haben.

Bei der vielfachen Spaltung, welche in den letzten Tagen auffallenderweise über die Frage zu Tage getreten ist, ob Finanz- oder Schutzzölle vorzuziehen sind, wird der von uns freudig begrüßte Beschluß, daß eine große Reihe von Zöllen der Verhandlung im Plenum des Reichstages reservirt ist, höchst lehrreiche Illustrationen ans Licht bringen, und mit Rücksicht darauf, wie auf Alles, was wir darüber schon selbst an dieser Stelle gesagt haben, können wir für heute auf ein näheres Eingehen darauf verzichten.

Politische Tages-Uebersicht.

Berlin, 14. Mai.

* Es ist selbstverständlich, daß die großen Reichstagsdebatten auf dem Gebiete der Zoll-, Finanz- und Handels-Politik noch lange einen Nachhall finden werden und daß zahlreiche Einzelheiten, welche unter der Fülle des Stoffes nicht sofort hervortraten, noch nachträgliche Würdigung zu erfahren haben werden. Heute wollen wir eine Aeußerung hervorheben, welche vom Bundesrathtische gefallen

Ariadne.

Roman von **Henry Gréville.**

(6. Fortsetzung.) Einzig autorisirte Uebersetzung.

V.

Am andern Morgen, oder besser gesagt, am nämlichen Tage, nahm Fräulein Grabinow ihren Dienst mit der Morgenröthe wieder auf; bewegte Mächte verschönerten sie keineswegs, denn sie hatte eine jener Physiognomien, die durch lebhafte Regungen nicht gewinnen. Als zur Stunde des nationalen Thees der erste Hunger gestillt war, beeilten sich deshalb die jungen Mädchen, sich mit zärtlichkeit nach der Gesundheit ihrer theuren Aufsichtsdame zu erkundigen. Wie es sich erwarten ließ, war es eine der nächtlichen Spaziergängerinnen, die das Kapitel anrezte.

„Sie sehen angegriffen aus, mein liebes Fräulein,“ sagte Olga zu ihr. „Haben Sie wohl gar eine schlechte Nacht gehabt? Aber Sie hatten ja keinen Dienst!“

Soviel Verschlagenheit, soviel Keckheit, und dabei eine solche vorgebliche Naivetät und Aufrichtigkeit in der Stimme! Fräulein Grabinow fühlte, wie sie vor Zorn bebte.

„Sie sind ganz geld heute Morgen,“ nahm eine Andere das Wort. „Sollte Ihnen irgend eine Unannehmlichkeit widerfahren sein?“

Ariadne, welche schweigsam ihr kleines Weißbrod aß, erhob die Augen nach Fräulein Grabinow. Sie war sich wohl bewußt, der Aufsichtsdame Unangenehmes bereitet zu haben, aber von da bis zum Gelbärgern war noch ein großer Unterschied! Um selbst zu beurtheilen, in welchem Grade das liebenswürdige Fräulein gelb war, wagte das junge Mädchen die Augen zu erheben. Sie begegnete einem Blicke voll inneren Hasses, der sie erbleichen machte.

„Ja,“ sprach die aufgebrachte Grabinow, „man hat mir Unannehmlichkeiten bereitet, aber es giebt eine Gerechtigkeit, einstweilen auch auf dieser Welt.“

Aller Augen richteten sich auf Ariadne, die ein Gefühl des Zornes und der Verachtung für die menschliche Thorheit in sich kochen fühlte. Dies Gefühl war ihr leider nicht neu, und jedesmal kehrte es bitterer und stärker wieder. Aber sie konnte nur schweigen und sich gedulden und das that sie.

Der Morgen ging ohne Störung vorüber. Die drei jungen Verbrecherinnen sahen sehr schläfrig aus; die Geographiestunde erschien ihnen lang und ihre Antworten waren keine der glänzendsten; aber diese Schwächezustände waren nicht selten und wurden dem Professor nicht besonders auffällig.

Darüber war die Erholungsstunde und das Mittagessen herbeigekommen und Alles schien aufs Beste zu gehen in dieser besten aller Welten, als Ariadne auf dem Wege nach ihrer Singstunde mitten im Korridor mit der Ecke ihrer Musikmappe an die Lehne eines Stuhles stieß, auf dem weitgeöffnet das Arbeitskästchen des Fräulein Grabinow ruhte. Das Kästchen fiel sammt seinem Inhalte von kleinem Nähram herab, und um das Elend voll zu machen, verwickelte sich die kostbare Bettdecke so fest um die Stuhlbeine, daß mehrere Maschen der Häkelei aufgingen und der Garnknäuel einige Schritte fortrollte.

„Das haben Sie mit Absicht gethan!“ schrie die Grabinow, indem sie auf ihre Decke losſprang und sie an ihr Herz drückte, wie eine zärtliche Mutter das dem scharfen Zahne eines wilden Thieres entrissene Kind.

„Sie wissen sehr gut, daß dies nicht der Fall ist!“ sagte ruhig Ariadne, welche auf dem Fußboden kniend, den Inhalt des Kästchens in die genaueste Ordnung brachte.

„Sie wollen mich Lügen strafen? Ihr Betragen verdient eine Züchtigung! Es ist zuviel der Insubordination! Ich entziehe Ihnen heute Ihre Gesangstunde!“

Ariadne, noch auf den Knieen, hatte mit gesenktem Haupte, ohne zu murren, den derben Verweis der Aufsichtsdame angehört, aber bei den letzten Worten erhob sie sich und stellte das unheilvolle Kästchen auf den Stuhl.

„Meine Uebstunde“, sagte sie mit leidenschaftlich bebender Stimme, „ist eine Strafe, welche mir die Frau Oberin auferlegt hat. Sie allein kann sie aufheben. Der Augenblick ist gekommen, ihren Befehlen zu gehorchen, ich gehe nach dem Musikſaale. Wenn die Frau Oberin meine Strafe aufhebt, so werden Sie wohl die Güte haben, es mich wissen zu lassen.“

Und ohne sich weiter um die Wuth zu bekümmern, welche sie zurück ließ, ging Ariadne ruhigen Schrittes bis ans Ende des Korridors. Als sie die Thüre hinter sich hatte und sich allein sah, rannte sie bis in den Musikſaal, schloß sich ein, und die Arme um den Flügel geschlungen, an dem sie sich hatte in die Knie sinken lassen, brach sie in bittere Thränen aus, Thränen des verletzten Stolzes, der zerstörten Freudigkeit, Thränen des Zornes sowohl als des Schmerzes.

Boshaftes, garstiges Frauenzimmer! wiederholte sie schluchzend. Warum will mir Jedermann übel, mir, die ich doch keinem Menschen etwas zu Leide thue! Es ist nur, weil ich arm bin!

Sie weinte nicht lange: der Zorn überwältigte sie und erstickte den Schmerz. Sie setzte sich vor das Instrument, schlug drei starke gehaltene Akkorde an, und begann die ewigen Solfeggien . . . Die ewigen Solfeggien scheuen ihr bis zum Ekel überdrüssig. Sie hielt ein, schloß das Buch und ließ ihre Hände unthätig in den Schooß sinken. Sollte ihr jetzt sogar der Gesang unangenehm geworden sein? Würde man es dahin bringen, daß sie sogar für die Musik, ihren einzigen Trost, den Geschmack verlieren sollte?

Es giebt noch Anderes außer den Solfeggien, sagte Ariadne zu sich, und ihre noch ungeschickten Finger fanden bald, auf den Tasten herumirrend, die seltsame und feierliche Harmonie der religiösen Hymnen, welche sie in der Kapelle sang, und ihre Stimme begleitete sie.

Dann fuhr sie fort, unbestimmte Melodien ohne Worte zu singen, wie sie aus ihrer Erregung geboren wurden.

Sie wußte Nichts von weltlicher Musik, Nichts von dem, was draußen gesungen wurde; auch hatte ihre Begeisterung, die außerhalb aller bekannten Formen entstanden war, etwas Fremdartiges und Ueberirdisches.

Sie sang; ihre tiefe, mächtige Stimme bestürmte mit leidenschaftlichem Rufe den Himmel, der Nichts von ihr wissen wollte, die Erde, welche sie verachtete; Alles, was sie hätte lieben und segnen können; die Lehrer, die sie bei Seite gesetzt hatten und ihr kaum die übrigen Brocken der Wissenschaft zuwarfen, welche sie mit so großer Sorgfalt auf die Schülerinnen der ersten Bank ausgestreut; die Oberin, welche die jungen Mädchen „Mama“ nannten, und die außer am vorgestrigen Abend nie Wohlwollen für sie gezeigt hatte, obgleich Ariadne sie seit sieben Jahren mit Zärtlichkeit und Verehrung betrachtete; ihre Gespielinnen, bei denen sie nur grausame Spöttereien gefunden hatte; Alles, Alles, was man liebt und anflehl

Ja, Ariadne hätte Alles geliebt und verehrt, was sich lieben und verehren läßt; sie hatte bei der Geburt eine köstlichere Gabe empfangen als die der Feen, ein liebevolles Herz, eine enthusiastische